

aus der vorgegebenen Stummheit und den Weg zu einer eigenen Sprache, denn die Frage des weiblichen Ich ist im Sinne Bachmanns – wie „alles“ – zuerst „eine Frage der Sprache“.

Hans Höller (Salzburg)

Wiederholen. Literarische Funktionen und Verfahren, hrsg. von ROGER LÜDEKE und INKA MÜLDER-BACH (= Münchener Universitätschriften/Münchener Komparatistische Studien, hrsg. von HENDRIK BIRUS und ERIKA GREBER; Band 7), Göttingen (Wallstein) 2006, 280 S.

In der „Vorbemerkung“ heben die Herausgeber des Sammelbandes, ROGER LÜDEKE und INKA MÜLDER-BACH, das „Integrationspotential“ hervor, das „der Begriff des „Wiederholens“ „birgt“. Damit qualifiziere er sich für „die Rolle eines Leitkonzepts, das ganz verschiedene kulturwissenschaftliche Forschungsparadigmen miteinander verbindet.“

Vor allem die zwei großen Aufsätze am Beginn des Sammelbandes, LUDWIG JÄGERS dreißig Seiten umfassende Studie über ›Strukturelle Paratisierung‹ und AAGE A. HANSEN-LÖVES fünfzigseitige Studie zu Jakobson, Kierkegaard und Freud, können den in der Vorbemerkung beanspruchten hohen theoretischen Anspruch des Sammelbandes einlösen. SAMUEL WEBERS kürzerer Beitrag – ›Gedanken zur Wiederholung‹ – thematisiert das „Leitkonzept“ des Bandes, indem er Kierkegaards „Wiederholung“ und Nietzsches „Wiederkunft des Gleichen“ in ihrer Beziehung zueinander darstellt, ohne aber in der philosophischen Textexegese ‚poetologisch-poetische‘ Fragestellungen zu entfalten. Die anderen Aufsätze sind nicht durchgehend mit dem Thema „Wiederholung“ verbunden. Ein ausführlicheres Vorwort hätte versuchen können, eine Logik der Auswahl und den Stellenwert der einzelnen Beiträge im Hinblick auf das Tagungsthema – „Theorie und Ästhetik der Wiederholung“ (2003) – zu bestimmen.

HENDRIK BIRUS' Exegese von Jacques Derridas ›Schibboleth – pour Paul Celan‹ scheint geradezu die Annäherung an eine „Theorie und Ästhetik der Wiederholung“ vermeiden zu wollen. Die Frage nach dem Verhältnis von Derridas Celan-Studie zur avancierten Celan-Forschung wird gar nicht erst gestellt, obwohl doch hier die Ansätze zu einer Poetik der Wiederholung zu finden und das „Integrationspotential“ des „Leitkonzepts“ darzustellen gewesen wäre. Die Behauptung, dass „Derridas Auslegungen von Celans Lyrik nicht die geringste Ähnlichkeit“ mit Roman Jakobsons methodischen Verfahren aufweisen, ist, denkt man nur an Jakobsons Zentralbegriffe von Ähnlichkeit und Parallelismus, unhaltbar. Das von Birus angeführte „Phänomen der über die bloße Polysemie hinausgehenden und semantisch nicht mehr einholbaren Dissemination“, wie es Derrida an Mallarmés ›Or‹ explizierte, korrespondiert doch mit Jakobsons Aufmerksamkeit für die sich verselbständigenden Ähnlichkeitsbeziehungen auf der Ebene der Signifikanten. Nach dem Beitrag zu Derrida und Celan folgt ein Beitrag zu Georg Hamanns ›Aestetica in nuce‹ von CAROL JACOBS. Eine beeindruckende philologische Demonstration der Inkommensurabilität dieses Textes, von der Gattungsfrage bis zur Schreibintention, aber die Frage der Wiederholung spielt dabei keine Rolle. Der Aufsatz CARINA DE JONGES über die „Darstellung der Judenverfolgung in Hermanns Kestens historischem Roman ›Ferdinand und Isabella‹ – ›Geschichte als Wiederholung‹ – versucht die „Wiederholungsstruktur“ in Kestens Werk mit der Historismuskritik in Walter Benjamins geschichtsphilosophischen Thesen zu verbinden. Geschichte, die in Kestens Romanen wie „eine aussichtslose ewige Wiederkehr des Gleichen“ erscheint, sei nur die Folie, auf der sich jene andere geschichtliche Erfahrung abzuheben habe, um die es in ›Ferdinand und Isabella‹ geht: sich im Augenblick der Gefahr selber in der bisherigen Geschichte zu erkennen, weil Geschichte „kein Besitz“ ist, sondern „erkämpft werden“ muss. Der folgende Beitrag von ANTJE

VOUTTA umfasst eine Zusammenstellung von vielfältigen literarischen ›Annäherungen an Geburt und frühe Kindheit‹ in autobiographischen Passagen von Charles Dickens, Adalbert Stifter, James Joyce, Christa Wolf u. a. Beeindruckend, wie es Voutta gelingt, skizzenhaft und prägnant die jeweils besondere narrative Vergegenwärtigung „des eigenen Anfangs in Erinnerungstexten“ festzuhalten. Erhellend ist auch die Einbeziehung von Kristevas Begriff des „Semiotischen, wenn damit erklärt wird, wie die Beziehung auf vorsprachliche, vorbereusste Entwicklungsphasen in der dichterischen Sprache überhaupt funktionieren kann. KLAUS MÜLLER-WILLES Beitrag zum ›Anfang(en) als Wiederholung in der skandinavischen Systemdichtung‹ schließt sich an Vouttas Fragestellung an. Seine durch Textnähe und methodische Bewusstheit bestechende Darstellung nimmt „die enge Verbindung mit der zeitgenössischen Semiologie oder Grammatologie zum Ausgangspunkt“, um „die in den einzelnen Texten verhandelten Konzepte von Anfang und Wiederholung näher zu betrachten“. KATJA KOBOLTS Beitrag zu Zlatko Topčićs Roman ›Košmar‹ wiederum ist eine differenzierte narratologische Untersuchung, in der das „Leitkonzept“ Wiederholung auf der Ebene des Paratexts, der Plotstruktur, der Figuren und der Erzählstruktur expliziert wird, um anhand dieser narrativen Differenzierungen die spezifische Stellungnahme des Romans zur Täter- und Opfer-Problematik im Jugoslawienkrieg zu erklären und die Problematik des bosnisch-herzegowinischen Kriegs bewusst zu machen. Kobolt spricht von einer „communal voice“ im Erzählmodus, durch welche „Täter und Opfer des Bruderkrieges mit einer Stimme“ sprechen, „ohne die Opfer- und Täterrollen zu verwischen“. Der abschließende Aufsatz des Sammelbands – BRIGITTE RATHS ›Detecting Serial Killers‹ – ist ebenfalls narratologisch orientiert. Rath geht den Plot-Strukturen dieses Typus des Detektivromans nach und konzentriert sich auf die signifikanten Abweichungen von den ‚klassischen‘ narrativen *plot*-Strukturen. Ihr Beitrag führt eine strukturelle Poetik des Detektiv-Romans vor Augen, aber sie versucht auch zu bestimmen, wie diese spezifische Subgattung des Detektivromans zu einer illusionären Entlastung des Lesers beitrage. Dadurch, dass der Detektiv nämlich die Logik des Mordens aufdecke und so das weitere Morden verhindert, entlaste er den Leser vom Gedanken an die Unvermeidbarkeit des eigenen Todes – the detective „helps maintain the fantasy that death can be averted“.

Am Beginn des Sammelbandes stehen die zwei ungewöhnlich umfassenden und substantiellen theoretischen Beiträge von LUDWIG JÄGER und AAGE A. HANSEN-LÖVE. Beeindruckend, wie Jäger, von einer Relektüre de Saussure ausgehend, zu einer Kritik von Derridas Begriff der Skriptibilität gelangt. Der begrifflich äußerst laborierte Aufsatz ist so sperrig wie sein Titel: ›Strukturelle Parasitierung. Anmerkungen zur Autoreflexivität und Iterabilität der sprachlichen Zeichenverwendung‹. Die Mühe der Lektüre lohnt sich, denn der Beitrag ist allein dadurch kulturwissenschaftlich brisant, wie er in einer minutiösen Abhandlung gestörte Alltagskommunikation, literarische Sprachproblematik und Medienreflexion in eine erhellende Beziehung setzt und so, was das Vorwort verspricht, „ganz verschiedene kulturwissenschaftliche Forschungsparadigmen miteinander verbindet“. Auf stringente Weise wird auf dem Hintergrund von de Saussures Unterscheidung von *langue* und *parole* der Nachweis geführt, inwiefern Skripturalität „das Ergebnis einer ursprünglichen, ‚rekursiven Transkriptivität‘ nonliterarischer Sprachlichkeit“ ist. Denn Sprach- und Selbstreflexion gehören zur mündlichen Sprache, sind Teil eines komplizierten Spiels der Differenz- und Identitätsbildung, das sich besonders bei Störungen manifestiert und dabei das Medium sichtbar macht. Mindestens so interessant wie die medientheoretischen Aspekte dieser Beobachtungen erscheint mir Jägers Explikation der ganz normalen, zu unseren Redesituationen gehörenden Störungen, weil sich darin, anders als bei Derrida, im ganz unliterarischen mündlichen Alltag ein zentrales philosophisches Moment findet: „*différance* als *Spur* und *Aufschub* habitualisierter Iterativität“, mit anderen Worten, als Unterbrechung des Geläufigen der Wiederholung, Entdeckung einer Spur des Abweichens von dem, was uns unausgesprochen bestimmt, des Regelsystems der *langue* – jenes Innehalten und Staunen, das die Philosophen einmal den Beginn der Philosophie nannten. Damit aber können wir die Sprachproblematik

in der Literatur nicht mehr nur als spezifisch literarisches oder literaturgeschichtliches Ereignis verstehen, sondern als skripturale Erscheinungsformen unserer eigenen unliterarischen – oder vielleicht doch nicht ganz unliterarischen – alltäglichen Verstrickungen und Störungen in der alltäglichen sprachlichen Kommunikation. Im „familiären und hausbackenen Gespräch“ sind die Störungen angelegt, wie Hofmannsthals „Lord Chandos“ wusste, welche die großen sprachlichen Krisen der Moderne ausmachen.

Der mit Abstand umfangreichste Beitrag des Bands stammt von einem der genauesten Kenner der Literatur und der Theorie der Moderne, dem Slawisten AAGE A. HANSEN-LÖVE. Unter dem Titel ›Wieder-Holungen – Zwischen Laut- und Lebensfigur: Jakobson – Kierkegaard – Freud – Kierkegaard‹ werden auch bei ihm „ganz verschiedene kulturwissenschaftliche Forschungsparadigmen miteinander“ verschränkt. Das Ungewöhnliche dieser Verschränkung liegt bei Hansen-Löve vor allem in der ‚Engführung‘ von linguistischer Avantgarde (Jakobson), Kierkegaards Existenzialphilosophie und Freud’scher Psychoanalyse. Ungewöhnlich wie der Umfang ist Hansen-Löves Schreibweise, seine assoziative Denkbewegung, die ganz Verschiedenes in plötzlich sich auftuenden Beziehungen zusammenrückt, sich von Wortassoziationen leiten lässt, um Überleitungen zu anderen Texten oder Autoren herzustellen oder den Witz einer Sache im Wortspiel aufscheinen zu lassen. Auf diese Weise wird ein Hinüber und Herüber zwischen Philosophie und Kunst, Literatur und Musik, Linguistik und Existenzialpragmatik, mit anderen Worten, eine simultane Übersetzung der sonst getrennten kulturwissenschaftlichen Departements möglich. So vergnüglich diese Lektüre schnell einander ablösender Einsichten ist, es verlangt auch Anstrengung, Hansen-Löve folgen zu können, wenn er vom „untersten“ Stockwerk der Gestalt- und Strukturbildung – jenem der lautlichen, rhythmischen Elementarstufen – , aufsteigt zum „Äußersten einer Existenzial-Pragmatik und ihren Lebensmustern“ in Kierkegaards Schrift ›Die Wiederholung‹. Ein Weg, der nicht geradlinig verläuft, sondern sich verzweigt, die Körper Sprache und Lautfigur in Gogols Erzählung ›Die Nase‹ streift, in einem musikalisch erotischen Zwischenspiel zu Kierkegaards Mozart-Deutung und dann zu „Eros und Thanatos als Repetition“ in ›Jenseits des Lustprinzips‹ gelangt, einem der schwierigsten, inkommensurabelsten Texte der Freud’schen Psychoanalyse, der sich ebenfalls um das Problem der „Wiederholung“ dreht. Den roten Faden bei all den angesprochenen linguistischen, ästhetischen, psychoanalytischen Spielarten der Wiederholung bildet Kierkegaards ›Die Wiederholung‹. Hansen-Löves Lesart dieser Schrift zielt erst gar nicht darauf, in ihr „das zentrale Problem der neuen Philosophie“ (Kierkegaard) lösen zu wollen, sondern es geht ihm darum zu zeigen, wie der existenzialphilosophische Text literarisch konstruiert ist. Seine dekonstruktivistische Lektüre weist auf etwas Unaufgeklärtes, vom Bewusstsein Unberührtes, insofern in Kierkegaards ›Die Wiederholung‹, die Regeln des Experiments genauso „unberührt“ und „unaufgeklärt“ bleiben wie die Figurenkonzepte der sich ineinander spiegelnden Hauptfiguren, bis hin zu jenem „letzverantwortliche[n] Herausgeber“, wie Hansen-Löve mit einem ironischen Hinweis auf den Autor schreibt, „der sich als Schriftsteller – also diskursiv, literarisch – jene Wiederholung holt, mit der er zeitlebens und unverbrüchlich verlobt bleiben sollte.“

Nach der Lektüre von Hansen-Löves Essay zu Kierkegaards ›Die Wiederholung‹ und nach der Lektüre der anderen „fächerübergreifenden“ Beiträge zur „Wiederholung“, stellt sich mir, einem Leser der zeitgenössischen Weltliteratur, nur eine Frage. Warum in dem ganzen Sammelband kein einziges Mal eine der zweifellos explizitesten und provokantesten philosophisch-literarischen Umdeutungen des Wiederholungsthemas erwähnt wird. Denn wenn Kierkegaards ›Die Wiederholung‹ beanspruchen kann, der exemplarische Text der „Theorie und Ästhetik der Wiederholung“ für das 19. Jahrhundert zu sein, wäre Handkes ›Die Wiederholung‹ doch das Pendant der „Theorie und Ästhetik der Wiederholung“ im 20. Jahrhundert.

Hans Höller (Salzburg)